

475 Jahre Philippstein in der Klosterkirche zu Haina

Vortrag des Historikers und Theologen Dr. Arnd Friedrich in der Klosterkirche Haina am Sonntag, dem 17. September 2017

I Gedenkveranstaltungen rund um den Philippstein

Solange ich ihn kenne, hat mich der Philippstein beschäftigt. Doch welches ein bedeutendes Denkmal des frühen Protestantismus er war, das ist mir zum ersten Mal deutlich geworden, als es um die Vorbereitungen zu Luthers 500. Geburtstag im Jahre 1983 ging. Dieses Ereignis sollte in ganz Deutschland feierlich begangen werden. Die meisten Luthergedenkstätten wie Eisleben, Eisenach, die Wartburg, Mansfeld oder Wittenberg lagen damals nahezu unerreichbar in der DDR. In der Bundesrepublik beschränkten sich die Lutherorte im Wesentlichen auf Marburg, Worms oder Coburg, auch Heidelberg wäre zu nennen. So einigte man sich im Westen auf eine große, zentrale Gedenkausstellung im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Ausstellung und Katalog trugen den weitgefassten Titel „Martin Luther und die Reformation in Deutschland“. Gerne hätten die Verantwortlichen den Philippstein als ein herausragendes Beispiel früher protestantischer Kunst in Nürnberg präsentiert. Das Landesamt für Denkmalpflege gab dem Wunsch jedoch nicht statt. Ersatzweise bot es einen Abguss des Steinreliefs an, der sich im Besitz des Marburger Universitätsmuseums befindet, und der anders als das Original nicht farblich gefasst war. Aber an dieser Lösung war man in Nürnberg nicht interessiert. So kam es, dass die große reformationsgeschichtliche Ausstellung ohne den Philippstein stattfand.

Die Ausleihe nach Nürnberg wäre allerdings noch aus einem anderen Grunde unverantwortlich gewesen. Denn am 26. August 1983 konnten die „Hohen Hospitäler“ in Hessen, zu denen Haina von Anfang an gehörte, ihr 450jähriges Bestehen feiern. Zu Recht zierte eine Abbildung des Philippsteins den Einband der von der Historischen Kommission und dem Landeswohlfahrtsverband Hessen gemeinsam herausgegebenen Festschrift. Der Titel „450 Jahre Psychiatrie in Hessen“ ließ sie gar zu einem Bestseller in der Reihe der „Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen“ werden.

Neun Jahre später, also 1992, planten das „alte“ Bundesland Hessen und das „neue“ Bundesland Thüringen eine große gemeinsame Landesausstellung, „Hessen und Thüringen - Von den Anfängen bis zur Reformation“. In ihr sollte, nur wenige Jahre nach der Wende, die gemeinsame historische Wurzel ins Bewusstsein gebracht werden. Die Ausstellung wurde zunächst auf dem Marburger Schloss und anschließend auf der Wartburg präsentiert. Auf den Philippstein wollte man nicht verzichten. Das Original stand wie in Nürnberg nicht zur Verfügung. Der Abguss des Universitätsmuseums erwies sich als zu sperrig für den Transport in die Ausstellungsräumlichkeiten des Marburger Schlosses. Auf der Wartburg wäre er ohnehin nicht zu sehen gewesen. Schließlich fand er einen Platz an der Stirnwand des Schloss-Innenhofes - und dort steht er noch heute.

Der Katalog sollte seiner besonderen Bedeutung wegen wenigstens eine Exponatbeschreibung des Philippsteins enthalten. So kam es, dass diejenigen, die ihn im Original und farbig gefasst sehen wollten, den Weg nach Haina auf sich nehmen mussten. Viele haben das getan. Allerdings hätte ich kaum damit gerechnet, dass sich der Philippstein als so attraktiv erweisen würde, dass die großen regionalen und überregionalen Zeitungen mit einem Denkmal warben, das sich selber gar nicht in der Ausstellung befand. Grund für das außergewöhnliche Interesse war die gemeinsame Darstellung von Landgraf Philipp von Hessen und der Heiligen Elisabeth von Thüringen. Man sah darin gleichsam personalisiert eine geistige und kulturelle Klammer der beiden im Zusammenwachsen begriffenen Bundesländer.

Wie 1983 traf es sich auch diesmal wieder gut, dass der Philippstein seinen Standort nicht verlassen durfte. Die Jahreszahl 1542 ließ nämlich erkennen, dass Philipp Soldan ihn genau 450 Jahre zuvor geschaffen hatte. Das war Anlass genug, ihn am Standort Haina selber zu würdigen. Aus Wittenberg bekamen wir dazu eine Ausstellung, zu deren Eröffnung der stellvertretende Leiter des Reformationsgeschichtlichen Museums der Lutherstadt anwesend war. Gürzenichchor und -orchester aus Köln bereicherten das sommerliche Konzertangebot. Dazu kam noch eine Reihe gut besuchter themenbezogener Vorträge. Dieses Jubiläum war die erste größere Veranstaltung des kurz zuvor – also vor genau 25 Jahren - gegründeten Vereins der „Freunde des Klosters Haina“.

In diesem Jahr haben wir erneut Anlass, den Philippstein gebührend zu würdigen. Das hat einen Grund: Wir befinden uns bekanntlich im „Reformationsjahr“ 2017. Anlass dafür ist die Erinnerung an den Thesenanschlag Martin Luthers an der Schlosskirchentür zu Wittenberg vor genau 500 Jahren. Der Thesenanschlag gilt als die Initialzündung der Reformation. Ein Anliegen meines heutigen Vortrages sehe ich in dem Bemühen, den Philippstein nicht in der Masse der diesjährigen Reformationsfeierlichkeiten untergehen zu lassen. In einer Dekade, das heißt einem Zeitraum von zehn Jahren, hat die Evangelische Kirche in Deutschland mit verschiedenen Themenschwerpunkten auf die zentrale Feier in Wittenberg am 31. Oktober 2017 hingearbeitet. Der Philippstein hätte zwar innerhalb dieser Reformationsdekade schon gut in den Themenschwerpunkt des Jahres 2015 gepasst, als es um „Bild und Bibel“ ging; dennoch sollten wir nicht vergessen, dass das Steinrelief selber im Reformationsjahr 2017 auf eine genau 475jährige Geschichte zurückblicken kann. Wiederum können wir dankbar sein, dass es zur Würdigung dieses Ereignisses seinen angestammten Ort nicht verlassen darf.

II Entstehung und kunstgeschichtliche Einordnung des Philippsteins

Nach diesen persönlichen Vorbemerkungen befinden wir uns jetzt an dem Punkt, an dem wir uns mit der Frage beschäftigen sollten, was den Philippstein denn zu einem so bedeutenden Denkmal früher protestantischer Kunst hat werden lassen.

Dazu kam es folgendermaßen: Mit der Einführung der Reformation hatte Landgraf Philipp der Großmütige 1527 die Klöster in Hessen aufgehoben. In den Gebäuden der geistlichen Einrichtungen der Stadt Marburg sollte eine Universität entstehen. In den nordhessischen Klöstern Haina und Merxhausen, sowie in den katzenelnbogischen Hofheim und Gronau sollten ab 1533 Hospitäler für die bislang unversorgte Landbevölkerung eingerichtet werden. Darauf nimmt der Philippstein Bezug. Entstanden ist er in einer Zeit, in der die Gründungsphase beendet, aber deren Bestand noch keineswegs gesichert war. Die Umwidmung der Klöster blieb trotz ihres gemeinnützigen Charakters umstritten. Lange kämpfte ein Hainaer Exilkonvent von Mainz und Köln aus um die Rückgabe des Zisterzienserklosters an den Orden.

Ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass der erste Obervorsteher der neu entstandenen Hospitäler, Heinz von Lüder, das Relief beim Frankfurter Bildhauer Philipp Soldan in Auftrag gegeben hat, um damit der Kritik der Altgläubigen an Landgraf Philipps sozialem Werk zu begegnen. Die Initialen Soldans, ein aufrechtstehendes P mit eingeschriebenem liegenden S, finden sich in der Mitte des oberen Bildrandes. Denkbar wäre auch, dass der Landgraf nach dem Bekanntwerden seiner 1540 mit dem Edelfräulein Margarethe von der Saale geschlossenen Nebenehe und der daraus resultierenden folgenschweren Unterwerfung unter den katholischen Kaiser mit dem Steinrelief ermahnt werden sollte, unverrückbar beim reformatorischen Glauben zu bleiben. Das jedenfalls legt der den Rahmen der Fürstenspruchtafel zierende Leitspruch des Landgrafen „V(erbum) D(omini) M(anet) I(n) Æ(ternum“ (Das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit) nahe. Nichts anderes bezwecken die dem Landgrafen in den Mund gelegten Worte des „Fürstenspruchs“:

Und was ich hie gestieft hab,
das solchs nit werd gestellet ab.

Der Philippstein befindet sich an der Südwand im Inneren der Klosterkirche, unmittelbar westlich an die Chorschranke anschließend, am Beginn einer Reihe von Grabmälern der ersten Obervorsteher der Hohen Hospitäler. Eine Zeichnung der hl. Katharina, erkennbar an ihren Marterinstrumenten Schwert und Rad, gibt Grund zu der Annahme, dass an der gleichen Stelle, wo sich heute der Philippstein befindet, schon in vorreformatorischer Zeit ein Altar gestanden hat. Die aufgemalten Renaissanceornamente des Rahmens sind ursprünglich, die Farbfassungen des Reliefs nachgearbeitet. Aus der Geldrechnung des Hospitals von 1711 geht hervor, dass der Weißbinder Stolz aus Treysa „das Epitaphium“ in der Kirche überarbeitet hat. Die letzte Farbfassung dürfte hingegen aus dem 19. Jahrhundert stammen. Sie gereicht dem Kunstwerk nicht gerade zum Vorteil.

Wer sich einmal die Mühe macht, von der Seite aus die Rückwand des Steinreliefs zu betrachten, der kann feststellen, dass der Künstler für sein Werk eine der zahlreichen mit der Einführung der Reformation überflüssig gewordenen Altarplatten benutzt hat. Ich möchte nicht ausschließen, dass es in erster Linie aus Kostengründen geschah. Es kann aber auch sein, dass die Verwendung eines klösterlichen Altars als Affront gegen die vorreformatorische Messpraxis gedacht war. Denn die Altäre waren meist mit Geld- oder Sachzuwendungen verbunden. Priester sollten an ihnen für das Seelenheil ihrer Stifter beten.

Die Beseitigung der Nebenaltäre und der mit ihnen verbundenen so genannten „Seelgerätstiftungen“ bedeutete freilich nicht, dass es in der Reformationszeit keine neuen Altäre mehr gab. Allerdings hatten die evangelischen Altäre eine ganz andere Bedeutung als die vorreformatorischen. Vielleicht war der Philippstein ja als Rückwand eines derartigen neuen reformatorischen Altars gedacht. Es gibt durchaus Kriterien, die dafür sprechen.

An zwei Beispielen möchte ich das erläutern:

1. Mir fällt dazu der Cranach-Altar in der Wittenberger Stadtkirche ein. In der Art eines Dreiflügelaltars geht es ihm wie in einem bebilderten Katechismus um die Grundlagen des evangelischen Gottesdienstes, Sakrament und Predigt. In der Mitteltafel erkennen wir das Sakrament des Abendmahls. Anstelle der Tischgemeinschaft Jesu mit seinen Jüngern sind es jetzt nach Luthers Lehre vom „Priestertum aller Gläubigen“ Wittenberger Bürger, die um den Tisch des Herrn versammelt sind. Auf der linken Seite geht es um das Taufsakrament. Ein Kind der Cranach-Familie wird getauft. Melanchthon ist der Täufer. Auch hier gilt: Melanchthon war Laie und kein ordiniertes Pfarrer. Auf der rechten Seite das Bußsakrament. Das „Amt der Schlüssel“, des Bindens und Lösen von Sünden, wird von Johannes Bugenhagen, dem damaligen Pfarrer der Wittenberger Stadtkirche, wahrgenommen. In der Predella steht Luther als Prediger auf der Kanzel. Die eine Hand liegt auf der Bibel. Zentrum seiner Predigt ist der gekreuzigte Christus, auf den er mit der anderen ausgestreckten Hand hinweist.

2. Das gleichfalls aus der Cranach-Werkstatt stammende Epitaph für den Theologen, Liederdichter und Melanchthonfreund Paul Eber (1511-1569), der „Weinberg des Herrn“, befindet sich ebenfalls in der Wittenberger Stadtkirche. Gestützt auf biblische Texte, die die Sicht der Kirche als den „Weinberg des Herrn“ nahelegen, kann das Kunstwerk gleichsam als eine polemische Bilderpredigt bezeichnet werden. Inhaltlich geht es in ihr um die Erneuerung der Kirche durch die Reformatoren nach deren Verwilderung durch das Papsttum. Zwei Gruppen von Arbeitern sind zu erkennen. Sie arbeiten unabhängig voneinander in zwei Teilen des Weinbergs, die von einem bergauf verlaufenden Weg getrennt sind.

Den linken Teil besetzen die Vertreter der katholischen Kirche. Jeder von ihnen ist gemäß dem Rang gekleidet, den er in der kirchlichen Hierarchie innehat. Es gibt hier also den Papst, Kardinäle und Bischöfe, es fehlt aber auch nicht an einfachen Priestern und Mönchen. Die von ihnen ausgeführten Tätigkeiten kann man schwerlich als sinnvoll bezeichnen: Sie reißen Weinstöcke aus dem Boden, um sie anschließend zu verbrennen, sie zerstören den Zaun, verschütten den Brunnen mit Steinen und verwüsten den Weinberg so sehr, dass er keine Früchte mehr bringen kann.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Weinbergs sieht die Situation anders aus. Hier arbeiten die Reformatoren in Gelehrtenracht im Schweiß ihres Angesichts. Jeder von ihnen führt eine sinnvolle, gut geplante Tätigkeit aus. So fegt Martin Luther ausgetrocknete Äste und Unkraut zusammen, Johannes Bugenhagen bearbeitet den Boden mit einer Hacke, Philipp Melanchthon holt Wasser aus dem Brunnen, um nur einige der Reformatoren und ihre Aufgaben zu nennen.

Die Bilder knüpfen an ein 1532 veröffentlichtes Flugblatt, „Klage Gottes über seinen Weinberg“ an, das den „Weinberg des Herrn“ als Symbol der Kirche, vom Papst und anderen kirchlichen Würdenträgern verwüstet, darstellt. Das Flugblatt bildete die propagandistische Antwort auf die Bulle „Exsurge Domine“, die am 10. Juni 1520 von Papst Leo X. erlassen worden war und eine strenge Verurteilung der Anschauungen Martin Luthers enthielt, die dieser in seinen 95 Thesen zum Ausdruck gebracht hatte. In der Bulle wurde die Kirche bereits mit dem Weinberg des Herrn verglichen, den „ein Wildschwein aus dem Walde“ bedroht.

Das gleiche Motiv des Weinbergs hat Cranach später in einem für die Mönchskirche von Salzwedel geschaffenen reformatorischen Altar wiederverwendet.

Ich habe die Beispiele reformatorischer Altäre in meine Betrachtung des Philippsteins einfließen lassen, um die gemeinsamen Anliegen deutlich werden zu lassen. In allen Fällen geht es um die Hervorhebung der evangelischen Lehre, bei der selbst die polemische Auseinandersetzung mit den negativen Auswüchsen der gegnerischen Glaubensrichtung nicht fehlt. Auffallend ist ferner gleichsam eine „Personalisierung“ der reformatorischen Altäre. Auf dem „Philippstein“ werden sie ergänzt durch an Flugschriften erinnernde Schrifttafeln.

In Norddeutschland gibt es die sogenannten „Schriftaltäre“ aus der Reformationszeit, die völlig auf eine bildhafte Darstellung verzichten und sich auf den biblischen Wortlaut der Hauptstücke des Katechismus beschränken.

III Personen und Figuren des Philippsteins

Soldan geht es um die Charakterisierung der auf dem „Philippstein“ dargestellten vier Personen: Landgraf Philipp der Großmütige und seine Urahnin, die Heilige Elisabeth, den armen Lazarus sowie die das Mönchtum symbolisierende Harpyie. Es geht letztlich darum, welche Relevanz die einzelnen „Figuren“ für die reformatorische Hospitalstiftung besitzen.

1. Landgraf Philipp der Großmütige

An erster Stelle wäre hier Landgraf Philipp zu nennen, der Stifter der Hohen Hospitäler. Beherrschend nehmen er und der auf ihn bezogene „Fürstenspruch“ die gesamte linke Bildseite ein. Die anderen Figuren drängen sich dagegen geradezu auf der gegenüberliegenden Seite. Sie sind vom Landgrafen selber durch den Wappenschild, aus dem ein Baum herauswächst, getrennt. Ob, wie der verstorbene Historiker Karl E. Demandt annimmt, auf der freien Fläche außer dem „Fürstenspruch“ noch ein „Fürstinnenspruch“ geplant war, der aber nach Bekanntwerden der Doppelhehe nicht mehr verwirklicht worden ist, mag dahingestellt bleiben. Im gleichen linken Feld ist auch die Jahreszahl 1542 zu erkennen, des Jahres, in dem die Stiftung der Hospitäler und das Kunstwerk vollendet wurden.

Philipp erscheint hier als Adliger, aufrechtstehend, gekleidet in der Mode seiner Zeit. Nichts deutet darauf hin, dass nach dem Bekanntwerden seiner Doppelhehe und der Unterwerfung unter den Kaiser das von ihm geschaffene Bündnis der evangelischen Stände gegen den Kaiser in Gefahr geraten war. Dem Wortlaut der Fürstentafel kann man – worauf ich schon hinwies – die Aufforderung an den Landgrafen entnehmen, standhaft zu bleiben, weiterhin mit Gottes Hilfe die Verbreitung des Evangeliums zu fördern und – man könnte ergänzen – durch sein persönliches Fehlverhalten die Stiftung der Hohen Hospitäler nicht zu gefährden.

Der Hospitalspruch am rechten unteren Bildrand macht Philipps Leistung deutlich: Was er vor der Umwandlung des Klosters in ein Hospital vorfand, war das polemisch als Nest hungriger Harpyien abqualifizierte Kloster. Im Hospitalspruch wird er dagegen gepriesen als „theurer Held“, als ein „neuer Herkules“, der die habgierigen Harpyien aus ihrem Nest verjagt und das Kloster zu einem Hospital für Arme und Kranke gemacht hat.

Der Landgraf hält eine Keule in der Hand. Sie gilt als Attribut des antiken Helden Herakles. In der Renaissance und noch bis in die Barockzeit hinein war das Herkulesmotiv literarisch und künstlerisch beliebt, um die Kraft, die Stärke und das Heldentum eines bedeutenden Mannes hervorzuheben. Für den gebildeten Humanisten verkörperte Herkules gar den Sieg des Geistes über die Torheit. Von den zwölf Heldentaten, die der Halbgott vollbracht hat, kommt die radikale Säuberung des sprichwörtlichen Augiasstalles der Intention des Fürstenspruches wohl am nächsten.

Vielleicht war Soldan ja bekannt, dass der Maler Hans Holbein der Jüngere bereits zwei Jahrzehnte zuvor in einem kolorierten Holzschnitt Luther als „Hercules Germanicus“ gefeiert hat. Der Reformator ist daran zu erkennen, dass er mit einer Mönchskutte gekleidet ist. Er trägt die Tonsur, die für Mönche typische, kreisrunde geschorene Stelle auf dem Kopf. Weit ausholend schwingt er eine, um die gefährliche Wirkung noch zu verstärken, zusätzlich mit spitzen Nägeln gespickte Keule. Wie die begleitenden Textbänder erkennen lassen, liegen Mönche und Gelehrte der Scholastik, also einer theologischen Richtung, gegen die Luther und die Reformatoren stets aufbegehrten, besiegt am Boden. Der griechische Philosoph Aristoteles, auf dem die Scholastik gründet, liegt am Boden, ebenso wie Thomas von Aquin oder Nikolaus von Lyra. Verglichen mit der martialischen Überhöhung Luthers als „Hercules Germanicus“, ist die Apostrophierung Philipps des Großmütigen als eines neuen Herkules, der die Harpyien aus ihrem Nest verjagt und dieses zum Hospital gemacht hat, geradezu moderat zu nennen.

2. Die Heilige Elisabeth

Auf der gegenüberliegenden Seite, am äußersten rechten Bildrand, ist Philipps landgräfliche Vorfahrin, die heilige Elisabeth, dargestellt, wie sie einem in Lumpen gehüllten lahmen und aussätzigen Bettler zu essen und zu trinken gibt. Die Krone über dem Witwenschleier und das ungarische Wappen im rechten oberen Bildwinkel charakterisieren sie als die Ahnfrau des Hauses Hessen aus königlichem Geblüt. Der hessische Wappenschild bildet auch hier die Klammer zwischen den beiden fürstlichen Gestalten.

Elisabeth trägt die Gesichtszüge einer Frau im reifen Alter. Das widerspricht den historischen Gegebenheiten. Denn bekanntlich war sie bereits in jungen Jahren verstorben, nachdem sie sich in ihrem Marburger Hospital im Dienst an armen und kranken Menschen aufgezehrt hatte. Dafür bietet sich folgende Erklärung an: in der Kasseler Martinskirche befindet sich die von Soldan geschaffene bronzene Grabplatte von 1549 für Philipps rechtmäßige Ehefrau Christine von Sachsen. Die Verstorbene trägt darauf exakt die Gesichtszüge der heiligen Elisabeth des Philippsteins. Es mag sein, dass durch deren Gleichsetzung mit der Heiligen Philipps rechtmäßiger Frau Christine ein Stückweit die durch die Doppelehe ihres Mannes verletzte Ehre zurückgegeben werden sollte.

Von Elisabeths erstem Marburger Hospital ist nichts erhalten geblieben. Grabungen der letzten Jahre vermochten ein wenig Licht in die archäologischen Verhältnisse rund um die Elisabethkirche zu bringen. Unterrichtet sind wir über die frühneuzeitliche Nutzung des Hospitals aber auch durch einen Brief des Landgrafen an den Kaiser von 1544. Philipp spielt darin auf den Missbrauch der Marburger Deutschordens-Firmani als Weinschänke und Destille an. Es ist bezeichnend, dass Philipp dazu den aus der klösterlichen Tradition gebräuchlichen Begriff „infirmarium“ für Krankenhaus wählt. Damit unterstreicht er die Absicht, „Firmani“ und Kapelle vom Deutschen Orden zu übernehmen, um sie der mit Elisabeth und Franziskus verbundenen Hospitaltradition, also ihrem ursprünglichen klösterlichen Zweck, wieder zurückzugeben. Letztlich sollten ihm vermutlich seine Anschuldigungen dem Kaiser gegenüber bei der Herausgabe der Deutschordensgüter für die Stiftung eines protestantischen Hospitals behilflich sein.

Der Deutsche Orden verweigerte Philipp jedoch die Herausgabe seiner Marburger Besitzungen und führte um diese einen langen Prozess vor dem Reichskammergericht. Die Marburger Ordensgüter waren für den Landesherrn deshalb so begehrenswert, weil Elisabeth auch nach der Einführung der Reformation und der Beseitigung des Heiligenkults weiterhin ein großes Ansehen in der Bevölkerung als Patronin des Hessenlandes genoss. Außerdem befand sich in der Elisabethkirche die Grablege der hessischen Landgrafen von Elisabeths Enkel Heinrich I. angefangen bis zu Philipps Vater, Wilhelm dem Mittleren.

Der Künstler wollte dem Landgrafen ins Gedächtnis rufen, dass er es war, der nur drei Jahre zuvor am 18. März 1539 den Schrein der Marburger Heiligen hatte eröffnen und die Gebeine seiner Vorfahrin „zur Verhütung fernern Aberglaubens“ entfernen lassen. Dabei war es Landgraf Philipp als evangelischem Christen lediglich um die Beseitigung des Heiligenkultes im protestantischen Territorium gegangen, keineswegs jedoch um eine Schmälerung des Ansehens seiner Ahnfrau als Landespatronin. Die Einbeziehung Elisabeths auf dem Philippstein macht also deutlich: Die Fortsetzung ihres Dienstes im Marburger Franziskusspital geschah nach dem frevelhaften Gebrauch des Deutschordenshospitals in der reformatorischen Stiftung der Hohen Hospitäler für die im Mittelalter noch unversorgte Landbevölkerung. Elisabeth wird nun nicht mehr als katholische Heilige verehrt, sondern ist – evangelisch verstanden – nur noch eine Wohltäterin der Armen und Kranken. Der Mahnung des „Fürstenspruchs“, am Wort des Herrn festzuhalten, dient also auch die Einbeziehung der heiligen Elisabeth in die Darstellungen des Philippsteins.

3. Der arme Lazarus

Elisabeth wird gemeinsam mit einem Kranken dargestellt, dem sie Speise und Trank reicht. „Sant Elysabeth Spruch“ gibt den entscheidenden Hinweis: Adressat der Barmherzigkeit ist die dritte Figur auf dem Steinrelief, Lazarus aus dem Gleichnis Jesu vom reichen Mann und vom armen Lazarus (Luk. 16, 19-31). Um Lazarus insbesondere geht es dem Künstler also. Umso mehr fällt auf, dass der Betrachter des „Philippsteins“ über Elisabeths Leben und ihr karitatives Wirken in Eisenach und Marburg hier überhaupt nichts erfährt. Stattdessen gibt die Elisabeth zugeordnete Spruchtafel am oberen Bildrand links neben der Heiligen ausschließlich den Inhalt des Lukasgleichnisses wieder. Der Elisabethspruch des „Philippsteins“ lautet:

Wer hoffnung hat zu gottes rich,
 Der thu nit dem exempel gleich,
 Wie on gnat thet der reiche man,
 Der unbarmherziglich leis stan
 Lazarum vor der thur voller schwern,
 Drumb muß er nu, wie wol unger,
 Ewiglich leiden große qual,
 In hollen glut: das nembt wert all.

Lazarus wird damit von Soldan ganz bewusst untrennbar mit dem Wirken seiner Wohltäterin verbunden. Sozialgeschichtlich betrachtet, war das gesamte Spätmittelalter geprägt von Armut, Krankheit und Bettelei. Selbstverständlich ging es den Besitzenden in jener Zeit darum, Armut, Not und Elend der Menschen zu lindern. So stifteten die Begüterten Hospitäler und verfügten testamentarisch Geldmittel zur unentgeltlichen Speisung der Armen, um die Not vor allem in den rasch anwachsenden Städten zu lindern. Man tat das freilich um der Verdienstlichkeit willen; denn gute Werke waren zur Erlangung des ewigen Seelenheils unabdingbar notwendig. Vom mittelalterlichen Heilsverständnis her bedurften die Begüterten daher geradezu der Armen. Wer selig werden wollte, der musste nach dem biblischen Gebot Almosen geben. Almosen aber setzten das Vorhandensein von Armut voraus. Wenn es keine Armut mehr gab, dann konnten auch keine guten Werke mehr vollbracht werden. Derer bedurfte man aber, um selig zu werden.

In diesem Zusammenhang kommt das Lazarusgleichnis zur Geltung. Den Besitzenden sollte es als Mahnung dienen. Denn man wollte ja nicht, dass es einem selber einmal so erginge wie dem reichen Mann, der dem armen Lazarus zu Lebzeiten Almosen verweigert hatte und der dafür in der Ewigkeit mit Höllenqualen büßen musste. Der Teufelskreis der Armut besaß also eine zwingende Logik, aus der es kein Entrinnen gab.

Worin bestand nun die neue Sicht der Reformation, die zur Aufnahme des Lazarusmotivs in den Philippstein führte? Der mittelalterlichen Auffassung von der Verdienstlichkeit der guten Werke stand die Pflicht des evangelischen Menschen zur Nächstenliebe gegenüber. Lazarus, als dem Prototyp des Bedürftigen, musste geholfen werden, ohne auf den Lohn zu sehen. Elisabeth verrichtete entgegen der gängigen mittelalterlichen Auffassung ihren Dienst zum Wohle des armen Lazarus uneigennützig. Damit wurde sie der mittelalterlichen Werkgerechtigkeit entfremdet.

Nach der Beseitigung des Heiligenkultes galt Elisabeth im protestantischen Sinne nur noch als die Dienerin der Armen und Kranken. Sie wurde gleichsam zum Vorbild eines jeden evangelischen Christen. In der Nachfolge seiner Ahnfrau hat Landgraf Philipp der Großmütige nach Aussage des Philippsteins die reformatorischen Hospitäler errichtet. Die Darstellung der heiligen Elisabeth sollte den Fürsten ebenso wie jeden andern vor dem Reliefstein Verweilenden ermahnen, es nicht dem Beispiel des reichen Mannes gleich zu tun, der Lazarus die gebotenen Almosen verweigerte. Strebte der römisch-katholische Mensch im Mittelalter danach, das Heil durch „Werkgerechtigkeit“, also aus eigenem Bemühen heraus zu erlangen, so stellte der evangelische Glauben die von Luther neu verstandene paulinische Auffassung dagegen, „dass der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben“ (Römer 3,28). Die Früchte des Glaubens sind aber nach dem Vorbild der heiligen Elisabeth die uneigennützig geleisteten guten Werke, ohne auf den Lohn zu sehen. Zum Verständnis des Unterschiedes zwischen reformatorischem und mittelalterlichem Glauben kommt dem Lazarusmotiv also eine große Bedeutung zu.

Die Symptomatik des Erscheinungsbildes lässt erkennen, dass es sich bei Lazarus um einen Leprakranken handelt. Wir erkennen Hautveränderungen - „Schwären“ nennt sie der Elisabethspruch in Anlehnung an die biblische Wortwahl. Das Verschmelzen der Knoten im Gesicht führt zur sogenannten „Facies leonina“, dem löwenähnlichen, verzerrten Gesichtsausdruck der Soldan'schen Darstellung. Die Mütze könnte zum Verdecken des für die Krankheit charakteristischen Haarausfalls gedacht sein. Typisch für den Krankheitsverlauf ist ein langsames Abfaulen, ein Verkümmern der Gliedmaßen, wofür die Krücke spricht. Die physiognomische Ähnlichkeit des Leprakranken bei Philipp Soldan mit einem Motiv des Marburger Elisabethaltars von Ludwig Juppe ist gewiss kein Zufall. In beiden Fällen nimmt sich Elisabeth des Kranken an. Die einzige Möglichkeit der Befreiung von den Symptomen der Krankheit sah der Befallene oftmals in der Fürbitte der Heiligen. Unter ihnen nahmen hinsichtlich der Lepra die heilige Elisabeth und der heiligmäßig verehrte Lazarus eine besondere Stellung ein.

Um 1550, nur wenige Jahre nach der Entstehung des Philippsteins, gab es in Mitteleuropa nochmals eine letzte große epidemische Ausbreitung der Krankheit. Durch den Chronisten des Hospitals Haina, Johannes Letzener, wissen wir, dass das Hospital zur Zeit der Abfassung seiner „Historische(n), Kurtze(n), einfeltige(n) und ordentliche(n) Beschreibung des Closters und Hospitals zu Heina in Hessen gelegen“ Leprakranke versorgte und sogar ein Leprosenhaus besaß. Wenig später ist die Krankheit in Mitteleuropa ohne jeden erkennbaren Grund verschwunden. Das bedeutete allerdings nicht, dass die Krankheit weltweit damit ihren Schrecken verloren hätte.

4. Die Harpyie

Auf die ikonographische Bedeutung dieses antiken mythologischen Zwitterwesens aus Mensch und Vogel nimmt der „Spruch der Harpyie“ Bezug, ebenso wie der als einziger von allen vier Tafeln nicht näher bezeichnete und bereits zitierte Hospitalspruch. Dieser preist, wie wir erfahren haben, Landgraf Philipp als „neuen Hercules“.

Dem Betrachter wird mitgeteilt: dieser habe die hungrigen Harpyien aus ihrem Nest verjagt und es für die Armen befreit. An der Mönchskappe ist zu erkennen, dass es sich bei der auf dem Relief dargestellten Harpyie um eine kritische Auseinandersetzung mit dem Mönchtum handelt, das vor der Hospitalstiftung das Kloster innehatte. Ihren rechten Fuß hält die Harpyie raffgierig nach vorn gestreckt, während der linke an einen Kasten gekettet ist, der den Reichtum des Klosters versinnbildlichen soll.

Soldan bedient sich damit des Sprachgebrauchs von Martin Luther. Dieser sah in der Harpyie ein Synonym für die „avaritia“, die Habsucht. Sie ist eine der sieben Todsünden. Ihr steht die Tugend der Freigebigkeit, die „liberalitas“, gegenüber. Als Harpyien werden von Luther die Beamten bezeichnet, die immer wieder neue Formen erfinden, weniger Geldeinnahmen des Kurfürstentums Sachsen für Kirchen und Schulen zu bestimmen. Voll von Neid und Bosheit halten sie die Finanzmittel zurück, die Kurfürst Johann Friedrich in seiner Freigebigkeit (liberalitas) für gemeinnützige Zwecke bestimmt hat. Sie werden von Luther ihrer Kargheit (frugalitas) wegen verurteilt. Luther prangert, wie es auch die Darstellung des Philippsteins nahelegt, in der Gestalt der Harpyie eine hemmungslose Raffgier an. Die Interessen des Nächsten, der Kirche, des Fürsten und des Gemeinwesens treten für die Harpyien hinter dem Interesse an der eigenen Bereicherung zurück.

In seiner Psalmenvorlesung von 1519-21 bezieht der Reformator den Begriff „Harpyiae“ schließlich vollends auf das Verhalten der raffgierigen Geistlichkeit. Die Anklage wird noch verstärkt durch eine Fußnote, in der es heißt, „samt den Mönchen und Stiftswensten“. Die korrumpierten geistlichen Stände, darunter insbesondere die Mönche, werden als „harpyi“ bezeichnet und in Zusammenhang gebracht mit veruntreuten „pensiones“ und „census“. Hier hebt Luther unmittelbar auf die geistlichen Einkünfte aus Grund- und Kapitalbesitz ab. Der lateinische Begriff „census“ hatte sich bereits im frühen Mittelalter zum deutschen Wort „Zins“ gewandelt, worunter nicht zuletzt der Kapitalzins zu verstehen ist.

Anliegen des Philippsteins war es im Sinne Luthers, der mönchischen Habsucht, der „avaritia“ der Harpyie, die Gemeinnützigkeit, die „liberalitas“, des Hospitalstifters entgegensetzen. So legt es die Gegenüberstellung von „Spruch der Harpyie“ und „Hospitalpruch“ bzw. „Des Fürsten Spruch“ nahe. Die von Luther selber als „avaritia“ bezeichnete Eigenschaft der Harpyie, deren Aussage der Philippstein in sein Bildprogramm übernimmt, steht im engen Zusammenhang mit der kirchlichen Forderung des Zinsverbotes. Zinsnehmen wurde generell als Wucher betrachtet und war schon im kanonischen Recht verpönt. Die Verbreitung der frühneuzeitlichen Geldwirtschaft, die das Zinsnehmen nicht mehr allein den nicht an das kanonische Recht gebundenen Juden überließ, sah Luther recht kritisch. Sie machte auch vor den Klöstern nicht halt.

Sichtbares Kennzeichen des frühneuzeitlichen Finanzwesens ist der Kasten. In ihm wurden das Geld und die besitzbestätigenden Urkunden aufbewahrt. Auf dem Philippstein ist der Kasten Sinnbild des klösterlichen Reichtums und Besitzes. Verschlössen und mit einer Kette an einen Fuß der Harpyie befestigt, verkörpert er den Eigennutz des Mönchtums.

Wie dagegen ein vom Gemeinnutz bestimmter Gebrauch des Kastens auszusehen hat, das war in den so genannten „Kastenordnungen“ der Reformationszeit festgelegt. Auf dem Rahmen des Hospitalspruchs erkennen wir die Jahreszahl 1530. Sie ist nicht mit dem Gründungsjahr der Hohen Hospitäler identisch, das war 1533. Sie muss also eine andere Bedeutung besitzen. Denkbar ist der Hinweis auf die früheste hessische Kastenordnung von 1530. Der Kirchenkasten diente den Aufgaben der Pfarrbesoldung, der Finanzierung der Schulen und insbesondere der Armenfürsorge. In einem mit drei unterschiedlichen Schlössern versehenen Kasten sollten der Ordnung gemäß alle Einkünfte der „bruderschaften, der kalander, der spende odir ander almosen, was der gestift wern bei den kirchen, priestern, reten odir gemeinen, auch der spital zinse und was zum baue der kirchen gehort hat“, aufbewahrt werden. *Einen* Schlüssel sollten die Amtsknechte, den *anderen* der Pfarrer und einen *dritten* die Kastenmeister innehaben. Je nach Pfarregröße sollten zwei oder mehr Kastenmeister die Zinsregister führen. Als Aufbewahrungsort diente die Kirche. Im Psychatriemuseum in Haina sind zwei Kästen mit den in der Ordnung geforderten drei Schlössern aufbewahrt. Dagegen fällt auf, dass der an den Fuß der Harpyie gekettete Kasten des Philippsteins lediglich *ein* Schloss besitzt. Wegen der fehlenden Kontrolle durch zwei weitere Schlüsselhaber kommt darin eindeutig die von Luther getadelte „avaritia“, die Habsucht zum Ausdruck.

Der eigennützigen Verwendung des Besitzes durch die Klöster, wofür die Harpyie steht, stand der „Gemeine Nutzen“ entgegen, die Pflicht des evangelischen Territorialherren zur Gründung von Bildungseinrichtungen und Hospitälern aus dem übernommenem geistlichen Besitz. Damit trat die Reformation ein in die ursprünglichen sozialen Aufgaben der abendländischen Klöster. Die rechtliche Grundlage für die pädagogische und caritative Nutzung der geistlichen Güter bildete eine Schrift des ersten juristischen Professors an der von Landgraf Philipp gegründeten Marburger Universität, Johannes Ferrarius, bereits wenige Jahre nach der Einführung der Reformation in Hessen: „Von dem Gemeinen nutze/ in massen sich ein ieder/ er sey Regent/ ader vnderdan/ darin schicken sal/ den eygen nutz hindan setzen vnd der Gemeyn wolfart suchen“.

IV Kopie des Philippsteins von 1679 von Jost Weinbergk

Schließlich möchte ich noch eine recht frei gestaltete Kopie des Philippsteins, ein Ölgemälde des im Übrigen unbekanntem Malers Jost Weinbergk, von 1679 mit Ihnen betrachten. Es befindet sich an der dem Eingang zum Refektorium (Speisesaal) gegenüberliegenden Nordwand. Aus der Geldrechnung des Hospitals Haina von 1679 geht hervor, dass dem Maler Jost Weinbergk 24 Gulden 16 Albus an 20 Reichstaler „von der Schillerey uffm Eßsaal zu Mahln“ gezahlt worden sind. Außerdem hat ihm das Hospital die für das Gemälde notwendigen Farben gestellt.

Weinbergk hat zwar den für Soldan charakteristischen Bezug von Personen und Texttafeln beibehalten, sich aber in den entscheidenden Aussagen von seinem reformationszeitlichen Vorbild entfernt. Landgraf Philipp nimmt hier keineswegs mehr beherrschend den vom Betrachter aus gesehen gesamten linken Bildbereich ein. Auch verkörpert er nicht den im Hospitalspruch martialisch gepriesenen „neuen Hercules“ und „theuren Held“; in Kleidung und Haltung gleicht er eher dem biedereren Landadeligen, wie etwa im Bild von Philipps Sohn Wilhelm IV. von Christoph Jobst (Marburger Universitätsmuseum). Am äußeren linken Bildrand hat Weinbergk ein Abbild des ebenfalls von Soldan geschaffenen Epitaphs für den ersten Obervorsteher der Hohen Hospitäl, Heinz von Lüder (gest. 1558), beigefügt. Das Original befindet sich unmittelbar neben dem Philippstein in der Klosterkirche. Das hessische Wappen, das bei Soldan in der Bildmitte gleichsam die verbindende Klammer zwischen Landgraf Philipp und seiner Ahnfrau, der hl. Elisabeth, darstellt, hat der Künstler in verkleinerter Form in den oberen Bildrand unmittelbar rechts neben Landgraf Philipp gerückt; darunter steht die Tafel mit dem Fürstenspruch, dessen Text der Maler möglicherweise auf Anordnung der Hospitalverwaltung verändert hat.

In geringerer Höhe, aber die Bildmitte beherrschend, hat Weinbergk in ähnlicher Weise wie bei seinem reformatorischen Vorbild den „Eigennutz“ des Mönchtums in der Gestalt der Harpyie personifiziert. Deren Fuß ist wie bei Soldan durch eine Kette mit einem den klösterlichen Reichtum symbolisierenden Geldkasten verbunden. Die Truhe steht auf dem kastenartig gestalteten Rahmen des Spruchs der Harpyie. Dieser besitzt nicht den Barockrahmen der übrigen Spruchtafeln.

Besonders auffallend sind die Unterschiede in der Darstellung der hl. Elisabeth, in deren Nachfolge Landgraf Philipp seine Hospitalstiftung sah. Soldan hatte der Heiligen während der Auseinandersetzung um die Doppelehe Landgraf Philipps das Antlitz von dessen rechtmäßiger Gattin Christine von Sachsen gegeben, einer Frau im reiferen Alter. Weinbergk hat sich dagegen ganz konventionell am Abbild der „schönen“ Elisabeth orientiert und ihr das Aussehen der in jungen Jahren verstorbenen Marburger Heiligen verliehen. Wie bei Soldan reicht sie Bedürftigen Speise und Trank. Aber hier steht nicht mehr der arme Lazarus als Adressat der Hospitalstiftung im Vordergrund, wie es aus den Spruchtafeln hervorgeht. Der von Pocken gezeichnete und in Lumpen gehüllte Lazarus aus dem biblischen Gleichnis stellte – wie wir sahen - im gesamten Mittelalter den Prototyp des Armen dar, dem die Menschen Almosen geben mussten, um die ewige Seligkeit zu erlangen.

In der Reformationszeit wurde der Geschichte der Charakter der „Werkgerechtigkeit“ genommen. Weinbergk hatte die radikale Begründung des Hospitalgedankens offenbar nicht mehr verstanden, wenn er an die Stelle des Lazarus eine Familie setzt, bestehend aus Mann, Frau und Kind. Vielleicht soll die Bedürftigkeit der „Heiligen Familie“ damit zum Ausdruck gebracht werden. Seine Gestalten wirken auch nicht mehr so elend, wie der bei Soldan dargestellte Lazarus. Sie scheinen durch das Hospital gut versorgt zu sein, wofür sie stellvertretend ihrer Wohltäterin in Gebetshaltung danken. Die Szene wirkt ein wenig eingezwängt zwischen den Tafeln mit den Sprüchen der hl. Elisabeth, der Harpyie und dem Hospitalspruch. Im rechten oberen Bildrand befindet sich das ungarische Wappen als Zeichen des Herkunftslandes der hl. Elisabeth. Mit Schild, Helmzier und Decken erscheint es üppiger als das schlichte Vorbild Soldans.

Im Abstand von weit mehr als einem Jahrhundert ist die ursprüngliche Aussage des Philippsteins durch Weinbergk wohl nicht mehr recht verstanden worden: Die Aufhebung der Klöster, in deren Gebäuden die Hohen Hospitäler untergebracht waren; die konfessionellen und politischen Auseinandersetzungen bei der Einführung der Reformation in Hessen; dazu der kometenhafte Aufstieg und jähe Absturz des Landgrafen als des bedeutendsten Wortführers der evangelischen Stände. Weinbergks Gemälde ist in einer Zeit entstanden, als die Folgen des Dreißigjährigen Krieges beseitigt waren. Mit einer Übereinkunft zwischen dem reformierten Hessen-Kassel und dem lutherischen Hessen-Darmstadt im Jahre 1650 war für das Hospital eine längere Zeit der Stabilität angebrochen. Damit waren die Turbulenzen der Reformationszeit in Vergessenheit geraten. Die Anliegen der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts waren, wie der freie Umgang mit seinem Vorbild zum Ausdruck bringt, dem Maler des ausgehenden 17. Jahrhunderts kaum noch von Bedeutung.

V Schlussbemerkungen

Ich komme zum Schluss. Ich wage einmal die These: Hätte Martin Luther nicht am 31. Oktober 1517 seine 95 Thesen an der Schlosskirche zu Wittenberg angeschlagen, dann wäre die Weltgeschichte anders verlaufen. Wäre Landgraf Philipp dem Reformator nicht 1521 auf dem Reichstag in Worms begegnet, wo dieser die Worte gesagt haben soll: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen“, dann wäre die Reformation vielleicht gar nicht in Hessen eingeführt worden. Hätte Landgraf Philipp nicht mit der Einführung der Reformation in Hessen aufgrund von Luthers Ablehnung der Mönchsgelübde die Aufhebung der Klöster in seinem Territorium durchgesetzt, dann wäre es weder zur Gründung der Universität in Marburg noch zur Umwandlung des Klosters Haina und dreier weiterer geistlicher Einrichtungen in Hospitäler gekommen.

Touristische Bildtafeln weisen gegenwärtig mit einem Lutherporträt an der Stadtautobahn auf Marburg als Reformationsstadt hin. Etwas Derartiges müsste es eigentlich auch für den Reformationsort Haina geben. Als Erkennungsbild böte sich dazu der Philippstein an. Aber dazu kommt es nicht. Ich sehe es darum als meinen persönlichen bescheidenen Beitrag an, mit meinen Ausführungen zum Philippstein auf den gebührenden Rang des Klosters und Hospitals Haina im Rahmen des diesjährigen Reformationsjubiläums hinzuweisen. Dabei geht es, wie ich zu zeigen versucht habe, nicht allein um das Ereignis vor genau 500 Jahren in Wittenberg, das die Welt derzeit in Atem hält, sondern auch um das, was Philipp Soldan für das Jahr 1542, also vor genau 475 Jahren, für diesen Ort mit seinem Philippstein hinterlassen hat.

Der Vergleich des Bildes von Weinbergk aus dem Jahre 1679 mit seinem Original von 1542 hat einen tiefgreifenden Wandel im Verständnis des Bildwerkes deutlich werden lassen. Es war, wie wir gesehen haben, ein weiter Weg von dem in seiner Existenz noch keineswegs gesicherten Hospital bis zu den konsolidierten Verhältnissen nach dem Dreißigjährigen Krieg. Die Prosperität nach den kriegerischen Auseinandersetzungen des 17. Jahrhunderts hielt an bis in die napoleonische Zeit. Es folgte im 19. Jahrhundert der kontinuierliche Wandel vom bisherigen christlichen Hospital zum aufgefächerten psychiatrischen Fachkrankenhaus. Die Gegenwart steht mehr als früher unter den Zwängen einer gnadenlosen Ökonomisierung des Gesundheitswesens.

Ich möchte die Beobachtungen einmal zugespitzt auf den Nenner bringen, dass das bis in die Anfänge der Reformation zurückreichende Hospital Haina gewiss auch heute noch - freilich in veränderter Form - solange erhalten bleibt, wie der Philippstein seinen angestammten Platz in der Klosterkirche nicht verlassen wird. Solange dieses der Fall ist, kann gelten, was der Fürstenspruch des Philippsteins geradezu gebetsartig beschwörend aus dem Mund Landgraf Philipps des Großmütigen zum Ausdruck bringt:

Gott hilf verbreiten mir dein Eher,
Das ist mein höchster Wunsch und Gher
Darnach daß ich meine Volck regier
 Daß wir allbeid gefallen dir.
 Und was ich hie gestiftet hab
 Daß solchs nit wird gestellet ab.
 Und wer das thut den straf dein Hand
Mit Armut Krankheit, Schmach und Schand
 Bis daß er deinen Wohlgefall
 Erkenn und thu, sprecht Amen all.